

Im Diskurs mit Prof. Dr. Dr. Johannes Wallacher

Herr Professor Wallacher, wie kamen Sie dazu, sich mit dem Thema Glück und dessen Mehrwert für Gesellschaft und Wirtschaft zu beschäftigen?

Ich habe den Eindruck, Moral und Ethik werden immer als Gegensatz zur Wirtschaft angesehen, und die Ethik kommt erst dann ins Spiel, wenn etwas falsch läuft. Das ist sehr schade und ein grundfalsches Verständnis, denn wenn man näher hinschaut, erkennt man, dass beide eine gemeinsame Wurzel haben. Der Begriff „Glück“ hat etwas positiv motivierendes, und eine Betrachtung dieses Begriffes unter wirtschaftlichen Aspekten ist durchaus sinnvoll.

Wie wichtig sind die Erkenntnisse der Glücksforschung?

Zunächst einmal ist es wichtig, die Glücksforschung als ernstzunehmende empirische Wissenschaft anzuerkennen. Der Glücksbegriff ist vielen zu subjektiv, zu relativ, sie verwenden eher die Ersatzkategorie des Nutzens. Dieser Begriff ist meiner Meinung nach unglücklich gewählt. Der Mehrwert der Glücksforschung ergibt sich unter anderem aus den Ergebnissen von Erhebungen, in denen Menschen gefragt wurden, was ihnen wichtig ist für ihre Lebenszufriedenheit und ihr Wohlergehen.

Dieses vom reinen Nutzen geprägte Denken kulminiert dann im Begriff des „Homo Oeconomicus“ und einem neoklassischen Wirtschaftsdenken...

Genau, das neoklassische Wirtschaftsmodell betrachtet Ökonomie als geschlossene, isolierte Modellwelt. Hierbei wird die Ersatzkategorie des Nutzens verwendet und davon ausgegangen, dass wir aus strategischen Gründen Nutzenmaximierer seien. Dahinter steht „das Glückskonzept der Wunscherfüllung“, also der Gedanke, dass ich mir mit steigendem Einkommen immer mehr Wünsche erfüllen kann. Die Empirie zeigt jedoch, dass dies kein Kriterium für ein glückliches, gelingendes Leben ist. Mit einer Verwendung des Glücksbegriffes, die auf Aristoteles und seine Vorstellung der Eudaimonia zurückgeht, lässt sich die Verbindung zwischen Glück, Wirtschaften und moralischer Dimension besser beschreiben.

Sie verwenden in Ihrem Buch neben dem Begriff des Glücks noch den der Lebenszufriedenheit. Gibt es da einen Unterschied?

Durchaus, mein Verständnis von Glück geht über die selbst geschätzte Lebenszufriedenheit hinaus. Ich sehe Glück nicht nur als ein hedonistisches Konzept im Sinne von Zufall oder Wunscherfüllung; wichtige Aspekte sind auch die persönliche Entfaltung und der Umgang mit negativen Ereignissen bzw. Rückschlägen.

Sie sprechen von der „hedonistischen Tretmühle“, dem Streben, immer mehr haben zu wollen und zu konsumieren. Was sehen Sie für Möglichkeiten, diesem Kreislauf zu entkommen?

Im Grunde ist dieses Dilemma eine Folge des hedonistischen Glücksverständnisses, bei dem Glück als reine Befriedigung von Lustgefühlen gesehen wird. Allerdings führt die Aneinanderreihung dieser Gefühle keinesfalls automatisch zu mehr Lebenszufriedenheit. Wir brauchen eine neue Vorstellung von Glück, wir müssen erkennen, dass wir nicht allein durch

Konsum und materielle Dinge glücklich werden. Dies ist durch die Tatsache bedingt, dass wir uns immer mit anderen vergleichen. Erst wenn wir diesen Rhythmus reflektieren und erkennen, dass wir uns davon distanzieren können, permanent unsere Ansprüche steigern zu müssen und uns mit anderen zu vergleichen, können wir diese Mechanismen durchschauen. Das ist sowohl eine Aufgabe für jeden Einzelnen, als auch eine gesamtgesellschaftliche Herausforderung.

Welche Wege gibt es, von einem nutzengeprägten Glücksbegriff wegzukommen?

Zunächst einmal geben uns die empirischen Ergebnisse der Glücksforschung Hinweise darauf, dass viele dieser Überlegungen auch von den Menschen so bewertet werden. Enge soziale Bindungen sind enorm wichtig für die Beurteilung von Lebenszufriedenheit, und auch die Arbeitsplatzzufriedenheit erschöpft sich bei weitem nicht bei der Einkommenshöhe. Die Menschen wollen sich mit den Zielen ihrer Arbeit und ihrem Arbeitgeber identifizieren, sie wollen so etwas wie eine Sinndimension erkennen und das, was sie tun, als wertvoll erachten.

Wenn man die letzten zehn Jahre betrachtet, scheinen die Themen Arbeiten und Wirtschaften immer mehr Raum im gesellschaftlichen Leben einzunehmen.

Da stimme ich Ihnen zu, da die Menschen immer mehr Lebenszeit mit Arbeit verbringen. Da ist es ganz klar, dass sie nicht nur die materiellen Grundlagen schaffen wollen, um neben der Arbeit ein gelungenes Leben zu führen, sondern sie haben zurecht den Anspruch, auch die Erwerbsarbeit als festen Bestandteil eines gelungenen Lebens zu betrachten. Deswegen wird es für viele immer wichtiger, dass sie Arbeit nicht nur als notwendiges Übel, als Mühsal oder Plackerei erleben, sondern als etwas sinnvolles. Sie möchten sich als Person einbringen, ihre Fähigkeiten entfalten und sich mit ihrem Handeln identifizieren.

Da bietet einem das neoklassische Modell mit einer starken Ausrichtung auf den Nutzen einen geringen Handlungsspielraum.

Ja leider, weil es eben ausschließlich auf extrinsische Anreize ausgerichtet ist. Man steuert nur über die Methode Zuckerbrot und Peitsche – es werden Belohnungs- oder Bestrafungssysteme generiert. Diese sind, das zeigen empirische Ergebnisse, zwar wichtig, müssen aber mit dem inneren Antrieb abgestimmt werden. Wenn diese Abstimmung gelingt, dann werden sowohl die Motivation und das Wohlergehen des Einzelnen gefördert als auch viel produktivere Ergebnisse erzielt.

Sie befassen sich mit dem „Global Deal“, ein Konzept, das über die Landesgrenzen hinaus geht. Was hat es damit auf sich?

Der „Global Deal“ ist ein spezifischer Vorschlag, wie man der negativen Klimaentwicklung und wirtschaftlicher Unterentwicklung begegnen kann. Der Klimawandel trifft in hohem Maße diejenigen, die am wenigsten dazu beigetragen haben und kaum in der Lage sind, sich an die veränderten Bedingungen anzupassen. Da setzt der „Global Deal“ an, der natürlich auf lange Sicht nur auf Basis von mehr Vertrauen im internationalen Bereich möglich ist. Wir müssen ärmere Länder dabei unterstützen, in den Wandel und neue Technologien zu investieren. Gleichzeitig brauchen sie Unterstützung, sich an

veränderte Bedingungen anzupassen. Wenn wir das schaffen, dann wäre das eine win-win Situation: reiche Länder geben wirtschaftliche Unterstützung, arme Länder senken ihre Emissionen. Allerdings müssten diejenigen in

Vorleistung treten, die dazu in der Lage sind. Dabei kommt wiederum das Vertrauen ins Spiel. Erst dann lässt sich diese Situation realisieren. Allerdings zeigen die internationalen Klimaverhandlungen, wie schwierig es ist, das zu erreichen. Die Länder, die Emissionen zurückfahren müssen, werden dazu nur bereit sein, wenn sie die notwendige Unterstützung dafür erhalten. Dazu gehören sowohl technologische Unterstützung als auch geeignete Anpassungsmaßnahmen wie der Deichbau in überschwemmungsgefährdeten Ländern.

An diesem Beispiel, den Klimaverhandlungen, sieht man ja leider auch, wie festgefahren die Situation ist.

Genau, und aus dieser Situation können wir uns nur befreien, indem wir uns endlich klarmachen, dass wir alle im selben Boot sitzen und nur die Alternative haben, unsere Lebensgrundlage entweder gemeinsam zu schützen, oder aufs Spiel zu setzen.

Was kann der Einzelne Ihrer Meinung nach genau tun?

Er muss erkennen, und da sind wir wieder bei der hedonistischen Treitmühle, dass ein Zuwachs an Lebensqualität nicht davon abhängig ist, immer neue und mehr materielle Güter zu konsumieren. Es ist nötig, dass wir andere Formen von Konsum lernen, ohne dabei den moralischen Zeigefinger zu heben und Verzicht zu predigen, sondern aus der Einsicht, dass Lebensqualität viel mit Dingen zusammenhängt, die auf ganz anderen Wegen zu erreichen sind. Zeit für soziale Beziehungen, ein Umdenken in der Art, wie ich konsumiere - all das sind Dinge, die der Einzelne erst einmal selbst erkennen muss. Erst dann können wir von Wandel sprechen, weil sich andere an diesem Verhalten orientieren können und der Einzelne mit positivem Beispiel voran geht.

Wie kann man diese Themen publik machen und Aufmerksamkeit dafür schaffen?

Es sollte einfach ein anderes Verständnis entstehen. Die Wirtschaftsethik muss rausgeholt werden aus der Ecke des moralischen Zeigefingers und der Moralpredigten in einen Bereich des positiven Zusammenhangs, und da finde ich den Glücksbegriff, trotz seiner schwierigen Verwendung im Deutschen, eine durchaus positive Kategorie.

Herr Professor Wallacher, ich danke Ihnen für dieses Gespräch. Das Gespräch führte Dr. Stefan Meinsen